

Das Blatt der Frau

Wöchentliche Beilage der Oberhessischen Volkszeitung

Nummer 26

Gießen, Freitag den 3. Juli 1914.

6. Jahrgang

Mittelalterliche Bevölkerungspolitik.

Der dreißigjährige Krieg, der in der ersten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts in Deutschland getobt hat, brachte in seinem Gefolge Unnummen von Not und Elend über das Reich. Weite Gebiete verödeten, blühende Städte und Dörfer versielen in Trümmer, Handel und Wandel kamen vollständig zum Stillstand. Die Bevölkerung war um rund dreiviertel ihres ursprünglichen Bestandes vermindert worden — von etwa 17 Millionen um 1618 auf knapp 4 Millionen im Jahre 1648. Nicht allein die immerwährenden Schlachten und Kämpfe, das rohe Treiben einer entarteten Soldateska hatten diese entsetzliche Massenvernichtung von Menschenleben verursacht, vielmehr noch die schrecklichen Seuchen und Pestilenzen, welche von den Schlachtfeldern durch die Lande strichen.

Als nun nach der Beendigung des Krieges allmählich wieder geordnete Zustände zurückkehrten, als die Handwerker und Kaufleute ihre Arbeit wieder aufnahmen, machte sich in diesen Zeiten der Herrschaft der Handarbeit natürlich auf das empfindlichste der Menschenmangel bemerkbar. Ueberall wurden Arbeitskräfte benötigt und nirgends waren welche aufzutreiben. Satten doch zumal die Männer, in deren Händen damals fast die gesamte Warenproduktion lag, unter dem Kriege am meisten gelitten. 2½ Millionen Frauen standen um 1650 nur rund 1½ Millionen Männer gegenüber! Es galt also unbedingt, auf eine ganz intensive Vermehrung der Bevölkerung hinzuwirken, die sich um diese Zeit, als durchaus seßhaft, kaum nennenswert durch Zuzug aus fremden Ländern verstärken ließ. Das ökonomische Erfordernis machte daher das Kinderzeugen und zwar das Zeugen möglichst vieler Kinder zur Pflicht, der jedes Individuum im Allgemeininteresse zu gehorchen hatte. Und um es zur Erfüllung dieser seiner höchsten ökonomischen und sozialen Pflicht anzutreiben, machten sie die Behörden gewissermaßen auch noch zur sittlichen, indem sie ihm nicht nur die umfangreichste geschlechtliche Betätigung erlaubten, sondern ihr direkt Vorschub leisteten. Edward Fuchs zitiert in seiner illustrierten Sittengeschichte verschiedene Belege zu dieser gewiß eigentümlichen Art behördlicher Arbeit. So veröffentlichte der Nürnbergberger Kreistag am 14. Februar 1650 folgenden Erlaß:

... Demnach auch die unumgängliche des heyl. Römischen Reichs Nothdürft erfordert, die in diesem 30-jerigen blutigen Krieg ganz abgenommen, durch das Schwert, Krankheit und Hunger verzehrte Mannschafft wieder zu ersehen . . . auf alle Mittel, Weeg und Weiß zu gedenken, als seinds auff Deliboration und Beratschlagung folgende 3 Mittel vor die bequembste und beyträglichste erachtet und allerseits beliebt worden. 1. Sollen hinfüro innerhalb den nechsten 10 Jahren von Junger mannschafft oder Mannspersonen, so noch unter 60 Jahren sein, in die Klöster aufzunehmen verboten, vor das 2te denen Jenigen Priestern, Pfarrherrn, so nicht ordersleuth (Ordensleute), oder auf den Stifftern Cononicaten sich Ehelich zu verheyraten; 3. Jedem Manhschperson 2 Weiber zu heyraten erlaubet sein; dabey doch alle und Jede Manhschperson ernstlich erinnert, auch auf den Kanzeln öfters ermanth werden sollen, sich dergestalten hierinnen zu verhalten und Vorzusehen, daß er sich völlig und gebührender Discretion und versora besleike, damit Er als ein ehelicher

Mann, der ihm 2 Weiber zu nemmen getraut, beide Ehefrauen nicht allein nothwendig versorge, sondern auch under Ihnen allen Unwillen verhueete. . . .“

Bigamie, die bis dahin als das schandwürdigste Vergehen unter der Sonne galt und noch heute gilt — in einigen Staaten Nordamerikas steht bekanntlich die Todesstrafe, in den meisten europäischen Ländern schwere Zuchthausstrafe darauf —, sie wurde also zum Zwecke der Volksvermehrung, zur Hebung des Handwerkes, Handels und Wandels, zur Stärkung der kommunalen und staatlichen Verbände von der Obrigkeit ausdrücklich erlaubt, ja geboten! Besser kann in der Tat nicht illustriert werden, wie sehr selbst die Gestaltung der intimsten menschlichen Betätigung, die doch für gewöhnlich zu allen Zeiten mit den allerundurchdringlichsten Schuttmauern umbaut wurden, von der Gestaltung des wirtschaftlichen Lebens abhängig ist. Nicht sittliche Erwägungen sind es, welche die geschlechtliche Moral der Menschen bestimmen, sondern lediglich ökonomische Interessen. Das galt nicht nur für die traurige Zeit nach dem 30jährigen Kriege, wie das bürgerliche Ideologen wissen wollen, vielmehr gilt es für alle Zeiten und gesellschaftlichen Zustände, wie sie auch gestaltet sein mögen.

Zum Beweise hierfür braucht man sich bloß die bäuerlichen Moral- und Sittenanschauungen, zumal die des Mittelalters, zu vergegenwärtigen. Für den Bauer sind Kinder das wertvollste Kapital, weil sie ihm die billigsten Arbeitskräfte abgeben. Der mittelalterliche Landmann zog aus seiner Scholle gerade soviel, als er und seine Familie zum Leben bedurften. Fremde Arbeitskräfte in seiner Wirtschaft konnte er sich nicht leisten, weil ihr Ertrag kaum ihren Lohn bestritten hätte. Die eigenen Kinder dagegen arbeiteten umsonst auf dem elterlichen Acker und kosteten nur, was sie verzehrten. Kleider usw. wurden ja für sie in der Familie selbst hergestellt, zumeist sogar mit ihrer Hilfe. Es leuchtet ein, daß unter solchen Verhältnissen Kinder ein wahrer Glücksfegen für den Bauern waren. Je mehr er besaß, um so reicher war er. Die katholische Kirche, mit ihrem feinen Instinkt für das sie und ihre Interessen am meisten Fördernde, tat ein übriges, indem sie Kinder als Gottesgaben proklamierte und es ihren Schäflein zur Pflicht machte, möglichst viele zu erzeugen. Blieb nun einem Bauern der erhoffte Kinderfegen aus, so mußte er eben einem Nachbarn für eine zeitlang seine Gattenrechte übertragen, bis das Ziel erreicht war. So bestimmt z. B. das bäuerliche Bodumer Landrecht — eines der wichtigsten Dokumente zur mittelalterlichen Sittengeschichte:

... Item ein Mann, der ein ächtes Weib hat und ihr an ihren fraulichen Rechten nicht genug helfen kann, der soll sie seinem Nachbar bringen, und könnte derselbe ihr dann nicht genug helfen, soll er sie sachte und sanft aufheben und thun ihr nit wehe und tragen sie über neun erbtüne und setzen sie sanft nieder und thun ihr nit wehe und halten sie daselbst fünf uhren lang un rufen wagen! daß ihm die Leute zu Hilfe kommen: und kann man ihr dennoch nichts helfen, so soll er sie sachte und sanft aufnehmen und setzen sie sachte darnieder und thun ihr nit wehe und geben ihr ein neu Kleid und einenbeutel mit Zehrgeld und senden sie auf einen Jahrmarkt, und kann man ihr alsdann noch nit genug helfen, so helffe ihr tausend Teufel. . . .“

Auf Hochdeutsch heißt das eben: der Bauer, dem die Ehefrau keine Kinder gebärt, soll sie jedem Nachbar überlassen, der sie zu befruchten imstande ist. Eben, weil der Bauer zur Durchführung seines Betriebes durchaus auf Kinder angewiesen war, mußte ihm seine Frau Nachkommen schenken, ganz gleichgültig, ob er sie zeugte oder ein anderer! E. Fuchs schreibt noch weiter zu diesem Punkt: „Aus der Wichtigkeit, die die Kinder bis in unsere Zeit für die bäuerliche Wirtschaft haben, resultiert auch im letzten Grunde die ständig mildere Anschauung, die beim Bauern über den Ehebruch herrscht. Der Bauer drückt heute noch in ungleich zahlreicheren Fällen, als dies bei jedem anderen Stand vorkommt, beide Augen zu, wenn die Bäuerin einen Erafakmann kirt und ihrem Manne so zu dem unentbehrlichen Familienzuwachs verhilft.“

Auch der gegenwärtige tobende Kampf der herrschenden Klassen gegen die künstliche Geburtenbeschränkung, der sogar in die ungeheuerliche Vorlage eines Gesekentwurfes gegen den Vertrieb konzeptionshindernder Mittel ausartete, resultiert nicht aus sittlichen, sondern lediglich rein ökonomischen Betrachtungen. Die Zunft und Kapitalisten fürchten, ihre Ausbeutungsgelüste beschnitten zu sehen, wenn das Proletariat sich in der Kinderzeugung Beschränkungen auferlegt. Wir haben das ja schon zur Genüge erörtert und brauchen an dieser Stelle nicht noch einmal darauf zurückzukommen. Nur soviel noch: unsere Forderung, der Geburtenbeschränkung mit dem einzig wirksamen Mittel sozialer Reformen, der Verbesserung der Lebensbedingungen der breiten Masse zu Leibe zu gehen, findet ihre Berechtigung und Stütze hauptsächlich in den zwischen wirtschaftlichen und sexuellen Zuständen bestehenden Zusammenhängen. Daß diese unstreitig vorhanden, geht ja wohl zur Genüge aus dem eben Mitgeteilten hervor. Es enthält nur wenige Belege für tausende!

Ein altägyptisches „Modejournal“.

Es bedeutete eine Revolution in der Geschichte der Mode, als um die Mitte des 18. Jahrhunderts die erste Modelpuppe von Paris nach England kam: der Siegeszug des Pariser Toilettenstils, der noch heute nicht aufgehört hat, wurde dadurch angebahnt, denn diese Figuren, mit allen Neuheiten verführerisch ausgestattet, trugen den gallischen Geschmack durch die ganze Welt. Aber auch diese Erfindung, wie wir jetzt zu unserem Staunen gewahren, hatten die Alten bereits vorweggenommen; schon fast 2000 Jahre vorher stellten sie ganze „Modejournale“ aus feinen Terrakotten zusammen, durch die die Damen des römischen Weltreiches erfuhren, wie sich im kaiserlichen Rom die vornehmsten Frauen kleideten, frisierten und schmückten. Diese lustigen Konfigürchen, die nun zahlreich durch die Ausgrabungen wieder ans Licht getreten sind, vermitteln uns eine überraschend genaue Vorstellung von der antiken Mode und ergänzen damit in willkommener Weise alle früheren Nachrichten, die nur unzusammenhängend und dürftig waren. Aus den interessantesten Werken der Kleinkunst können wir noch heute mit der gleichen Freude all die Modeneuheiten ablesen, mit der vor fast 2000 Jahren die Augen der eleganten Damen in den fernsten Provinzen des Weltreiches auf diesem ihrem Modejournal ruhten. Solch neue Erkenntnis bildet nur einen bescheidenen Teil der Bereicherung unserer Anschauungen vom antiken Leben, die durch die wissenschaftliche Bearbeitung dieser kleinen Konfiguren überhaupt gewonnen wird. Lange ist die Forschung achlos oder gar mit Mißachtung an diesen Terrakotten vorübergegangen, die der Epoche der griechisch-römischen Herrschaft und der ersten christlichen Zeit Ägyptens entstammen. Und doch sind gerade diese Erzeugnisse einer späteren ägyptisch-griechischen Volkskunst für die Kenntnis der ganzen Kultur so überaus wichtig. Daher ist es ein Verdienst der Berliner Museen, ihre umfangreiche Sammlung solcher Terrakotten, die über 500 Stück, etwa ein Zehntel des ganzen bisher bekannten Bestandes, umfaßt, durch eine große Publikation der Allgemeinheit zugänglich zu machen. Im Verlage von Karl Curtius in Berlin erscheint in den nächsten Tagen als Beiträge zur Religions- und Kulturgeschichte des griechisch-römischen Ägyptens ein Abbildungswerk mit ausführlichem Text des Göttinger Professors Wilhelm Weber, das einen umfassenden Ueberblick über Wesen und Inhalt dieser Terrakottenkunst gewährt. Wie sich hier eine ganze Religionsgeschichte in den zahlreichen Götterfiguren auftritt, die als Zimmerornament dienten, so entfaltete sich zugleich das farbige Leben des Alltags. Die Typen der Straße und des Marktes, Tänzer und Schaupspieler, Akrobaten und Jodens, Kinder und Tiere, Möbel und Hausgerät finden wir hier dargestellt. In bunter Reihe drängt sich Dasselige und Profanes mit der verwirrenden Fülle des Lebens durcheinander. Und unter diesen Gruppen fällt nun auch eine auf, die zierliche Frauengestalten und sorgfältig frisierete Frauenköpfe umfaßt und die der gelehrte Verfasser selbst als „Modejournale“ in Ton bezeichnet. Diese „Puppen“ können nichts anderes sein als Mustervorlagen, die für die Tracht der Damen in Ägypten hergestellt wurden.

Die Eitelkeit und Schmutzluft der Frauen war damals nicht minder groß als heute; ja die Ägypterinnen nahmen sogar für die Erfüllung ihrer Modelaunen einen gewissen religiösen Zwang in Anspruch. Apulejus erzählt uns, daß im Festzug der Isisverehrer von Kenchrea sich eine Gruppe Frauen befand, die der „herrlichen Göttin“ Isis dadurch huldigten, daß sie ihr die neueste Mode der kaiserlichen Prinzessinnen in Rom vorführten. Die Hofdamen der Kaiserstadt, sie waren die hohen Vorbilder der Tracht, die die Damen der Provinzen eifrig nachahmten. Die mächtigen und komplizierten Frisuren der eleganten Terrakottadamen finden ihr einzige Parallele in der kolossalen Haartracht der römischen Kaiserinnenporträts. Diese Massenwaren aus Ton, die man jetzt wieder ausgegraben hat, waren also nichts anderes als Modelle der ägyptischen Fabriken, die die Musterbeispiele der Toilette, wie sie von Rom in die Welt hinausgingen, in leichter Individualisierung endlos vervielfältigten und den Schönen im letzten Winkel des Reiches den neuesten „Schick“, den dernier ori der Mode, vermittelten. Da sehen wir Modelpuppen mit langen, reichbesetzten Mänteln, mit langärmeligen Pelos, mit fein gefalteten Chitonen, die kurze Ärmel haben. Der Halsausschnitt ist bald rund und bald eckig; die Röcke zeigen eine seitliche Raffung, eine schärpenartige Draperie und dann wieder flatternde Bänder. Hier ist ein reicher Besatz von breiten Vorten angedeutet, dort eine Verzierung mit großen runden Knöpfen. Die eine trägt rote hohe Schuhe, die andere leichgeschürzte Sandalen; selbst Fußringe sind modern, und mit Ohrringen, langen Halsketten und biden Brustketten wird ein verschwenderischer Luxus getrieben. Der Schal ist über dem Rücken lose verknötet, das Umschlagetuch wird schuwartig gelegt; eine elegante Dame, die in ihrem Cessel sitzt und die letzte Hand an ihre Toilette legt, freilegt ihr Schoßhündchen; eine andere im anschniegender Gewand hebt in herausfordernder Postur den runden Klappflügel. Gar manche Parallele zur Mode von heute könnte man finden in den trichterförmigen Röcken oder der hohen Gürtung.

Wahlpflicht der Frau.

Der gewaltige Fortschritt der Naturwissenschaft, im besondern die Erkenntnis von der Entwicklung alles Seins ist von grundlegender Bedeutung für die Auffassung vom Rechte der Frau. Sie beweist uns mit unwiderleglicher Logik die Wichtigkeit der sozialistischen Anschauung.

Zu gewissem Umfang erkennt man ja auch in bürgerlichen Kreisen der Frau Rechte zu. Man sieht, daß sie in so vielen Berufen ebenso wie der Mann tätig ist, und hält es deshalb für recht und billig, daß sie auch dasselbe Recht auf Besserung der Lebensbedingungen hat wie der Mann. Und diese Besserung bringt vor allem das politische Recht, das politische Wahlrecht. Dieses Wahlrecht bedeutet also für jene Kreise nichts weiter als ein gewisses Entgegenkommen gegenüber der Frau, sozusagen ein kleines Äquivalent für ihre wirtschaftliche Arbeit. Man erkennt der Frau in diesen — übrigens auch schwach genug vertretenen — bürgerlichen Kreisen das Wahlrecht in des Wortes leerstem, trivialstem Sinne zu und weiß nicht, daß es mit der Möglichkeit eines egoistischen Eintretens für diese oder jene Besserung der Lebensgestaltung nicht getan ist, daß vom Standpunkt der Wissenschaft aus vielmehr eine ganze Weltanschauung hinter diesem Wahlrecht steckt.

Das Prinzip, das die erste Triebfeder für das Entwicklungsgefes der Welt darstellt, ist das Prinzip der Differenzierung. Wie primitiv war einstmal die Welt. Aber das Entwicklungsgefes der Natur, das in all diesem einfachen Sein wirkte, differenzierte sich, teilte und teilte, bis schließlich ein immer komplizierteres Ganzes wurde, bei dem die verschiedensten Tochterkräfte, jede für sich, im Sinne jener Mutterkraft Entwicklungstrieb wirkten, so stark, wie es die schlechte Welt ohne Differenzierung nie vermocht hätte. Und immer weiter und weiter ging's so, und auch heute noch herrscht das Prinzip der Differenzierung, wie es in der nie dagewesenen Arbeitsteilung des modernen Lebens am charakteristischsten zum Ausdruck kommt.

Soll die Entwicklung weiter vor sich gehen, so muß diese Differenzierung weiter zunehmen. Nur wer die Differenzierung im Vorwärtstreben berücksichtigt, leistet wahre Fortschrittsarbeit. Aber da werden so viele Kräfte und Werte von der Natur geschaffen, die dann von den Menschen brach liegen gelassen werden. Natürlich wäre es, diese von der Natur gewollte Differenzierung dem Fortschrittstrieb dienstbar zu machen. Und da sittlich das ist, was natürlich ist, so ist diese Beachtung der von der Natur geschaffenen Kräfte **sittliche Pflicht**.

Zu den wertvollsten Kräften, die von der Natur geschaffen sind, aber von den Menschen nicht benutzt werden, gehören all

die Kräfte, die in der Frau schlummern. Sie dem Ganzen dienstbar zu machen, ist darum eine der ersten Aufgaben differenzierender Fortschrittsarbeit, und da diese Kräfte vor allem bei der politischen Wahl nutzbar gemacht werden, so ist die politische Wahl der Frau sittliche Pflicht.

Wenn man mit größerem Ernst und tieferem Denken das Leben betrachtet, so findet man also, daß es nur eine Halbheit darstellt, die dem Fehlen eines tieferen natürlichen und sittlichen Empfindens entspringt. Unser Leben ist nichts als einseitige Männerarbeit. Der Schutz der Kinder, der arbeitenden Frauen, der Mütter, der Kranken, der Alten und Schwachen, das ganze soziale Leben würde besser sein, wenn auch die Frau ein entscheidendes Wort zu sprechen hätte. Nicht nur der Verstand des Mannes, auch das Gefühlleben der Frau hat im Leben zu herrschen. Alle von der Natur geschaffenen Kräfte müssen benützt werden, wenn das Leben harmonisch sein soll, benützt werden vor allem im politischen Leben, da ohne politische Arbeit durchgreifende Reformen nicht möglich sind.

Mit dem Erstreben eines Wahlrechts aus reiner bürgerlicher Rechthaberei ist's also wahrlich nicht getan. Es gehört der ganze große Ernst natürlicher, tief sittlicher Lebensauffassung, die ganze Weite und Tiefe sozialistischen Fühlens und Denkens dazu, die große Wahrheit zu erfassen von dem Wahlrecht der Frau als Wahlpflicht und sie zu erkämpfen mit aller Energie.

Mirabeau und Sophie*).

Graf Gabriel Honoré Miquette von Mirabeau kam am 9. März 1740 in Vignon zur Welt. Sein Vater wies bereits bei seiner Geburt zwei ausgebildete Zähne auf. Es war ein Kind von ungewöhnlicher Stärke, groß und dick. Mit drei Jahren raute und balgte er sich mit seinen Aufsichtseuten. Als kleines Kind bekam er die Blattern und war das Opfer einer unvorsichtig angewendeten Behandlungsweise seiner Mutter, durch die sein Gesicht für immer entstellt, von Blatternarben bedeckt blieb. Seine Häßlichkeit stand im Gegensatz zu der Schönheit seiner Rasse. Sein Vater war über diese Entstelltheit wütend und sie war ein Hauptgrund der ungerechten Strenge gegen seinen Sohn. Die Erziehung des Kindes wurde einem klugen und gebildeten Manne namens Poisson anvertraut. Gabriel las viel und war ein unermüdlicher Fragesteller. Schon mit fünf Jahren hatte er erstaunliche Kenntnisse, aber er war sehr übermütig und lörmend, wenig diszipliniert und dazu grohmäulig, von einer Lebhaftigkeit des Geistes, die eine erstaunliche Frühreife bekundete. Strafen regneten hagelicht auf ihn nieder. Er schrieb später einmal an seinen Vater, da er jener Jugendjahre gedachte, folgendes: „Ich könnte behaupten, daß Sie mir von Kindheit an, von meinen ersten Schritten, wenig Zeichen Ihres Wohlwollens gegeben haben, daß Sie mich mit Strenge behandelten, da ich sie von Ihnen noch nicht verdiente. Sie hätten, indessen von Anfang an bemerken müssen, daß diese Behandlung meine angeborene Wildheit erregte, statt sie einzudämmen; daß es gleicherweise leicht war, mich zu rühren wie mich aufzureizen, daß der erste Weg mich dem gewünschten Ziele näher brachte und der andere mich davon entfernte.“

Dieser Sohn enttäuschte ihn augenscheinlich, er fand ihn phantastisch, leidenschaftlich, unbequem, zum Leichtsinne geneigt und oberflächlich; aber gleichzeitig konnte er nicht umhin, seine Talente, seinen Geist, sein hochgemutes Herz, das unter seinen Kinderjahren schlief, anzuerkennen; er fand einen seltsamen Instinkt vornehmen Stolz in ihm, dabei ein ausgezeichnetes Gedächtnis, aber eine abschreckende Lebhaftigkeit, die er nicht vertragen. Bald schien ihm sein Kind vielversprechend, bald glaubte er das Gegenteil.

Mit fünfzehn Jahren war Gabriel der Führung Poissons entwachsen und wurde der Familie eines ehemaligen Offiziers zur weiteren Erziehung übergeben. Der christliche und romantische Offizier Sigrais war von Gabriels Geist, Gedächtnis und seinem guten Verstand entzückt, aber sein Vater fand, daß er nicht genug streng sei, und nahm ihn kurze Zeit später fort, um ihn in eine Militärerziehungsanstalt in Paris zu geben, die von einem Abbé namens Choquard geleitet wurde. Sein hervorragender Geist und seine Begabung erwiesen sich dort glänzend, er lernte in dieser Erziehungsanstalt alles, was man dort lernen konnte, alte und moderne Sprachen, Mathematik, für die er eine besondere Vorliebe hatte. Auch Musik trieb er fleißig, er hatte eine herrliche Stimme, im Reichen brachte er es zu einer gewissen Fertigkeit; diese beiden Künste diente ihm später in seinen Gefängnissen zur Zerstreuung.

Nach Beendigung dieser Schule fand ihn sein Vater noch immer zu feurig und unbefähigt. Er gab ihm nach Saintes zu einem Kavallerieregiment, das ein Marquis von Lambert befehligte, dessen Strenge bekannt war. Das ganze Mirabeau anfänglich sehr gut, denn er glaubte sich zum Kriege geschaffen. Aber kaum war ein

Jahr verflossen, als ihn die Spielverluste und andere tolle Streiche zu flüchten zwangen; er ging nach Paris, wo er beim Herzog von Nivernais Zuflucht suchte. Sein Schwager hatte alles genau, um die Sache auszugleichen; ganz war ihm das nicht gelungen. Sein Vater ließ ihn auf der Festung der Insel Ré einsperren. Es dauerte nicht lange, so war der Kommandant Anlan von seinem Häßling wie bekehrt und gewährte ihm allerlei Erleichterungen; er erreichte sogar, daß der Haftbefehl zurückgezogen wurde.

Mirabeau besuchte hierauf seinen Onkel im Schloß Mirabeau; auch dieser war von ihm entzückt, er fand ihn zwar häßlich, aber er überließ nicht, daß hinter den entstehenden Waternarben seine, anmutige und vornehme Gesichtszüge waren. Der Onkel schrieb begeistert Briefe an Mirabeaus Vater, worin er sein Erstaunen über den Geist und Veredsamkeit des Zwanzigjährigen ausdrückte; seine Fehler entschuldigte er mit seiner Jugend, er sah in ihm ein Genie, er lobte seine erhabene Seele, er glaubte, er habe das Zeug zu allem in sich, er könne, wenn er wolle, General, Minister, Kanzler, Papst werden, ganz nach Belieben.

Tatsächlich konnte er, was er wollte, die entgegengesetzten Studien beschafften ihn unaußhörlich. Alles Lob, alle Begeisterung des Onkels prallte an dem ungläubigen Widerstand des Vaters ab. Er spricht von seinem vergoldeten Schnabel, der alle zu bezaubern versteht, er nennt ihn einen romantischen Nichtsding, den man nicht so bald vom Reißseil locker lassen dürfe, er wünscht durchaus, aus diesem Sohn einen Landmann zu machen, trotzdem seine Talente nach ganz anderer Richtung neigten. Der Onkel versucht immer wieder, seinen schrecklichen Bruder, wenn auch nicht zur Güte, so wenigstens zum Vermindern seiner strengen und zweifelhaften Autorität zu veranlassen. Vergebens schrieb er ihm, er solle doch bedenken, daß sich die Menschen nur nach ihrer eigenen Einsicht bessern. 1770 lehrte Gabriel wieder in sein Vaterhaus zurück. Die Familie lebte in Zwiespalt. Vater und Mutter waren seit 1762 getrennt, die Maitresse seines Vaters, Frau v. Pailly, lebte in der Nähe. Seine reiche Großmutter stirbt, ihr Testament beschwört Prozesse herauf, die zehn Jahre hindurch die Familierruhe verärgerten. Mirabeau selbst sollte auch nie aus emigrierten Geldsorgen herauskommen. Seine persönlichen Vorteile bestimmten sein Vorgehen, bald trat er für die Interessen seines Vaters, bald für die seiner Mutter ein, indem er seine Talente und seine Rednergabe für sie einsetzte. In dieser Zeit schickte ihn sein Vater auf seine Güter in Limousin, wo Hungernot das Land verwüstete. Mirabeau lebte dort unter den Bauern, ach mit ihnen und munterte sie durch seine Reden und seine Gegenwart auf, er unterstützte alle, half durch seine vorge schlagenen Verbesserungen für den Landbau die Lage erträglicher zu gestalten, er gewann durch sein Verhalten ihr volles Vertrauen. Alles gelang ihm durch seine unvergleichliche Gabe, zu gefallen, zu überzeugen, zu überreden, zu herrschen.

1771 steckte ihn der Vater wieder unter die Soldaten, in ein Dragonerregiment. Da Mirabeau dort zu wenig beschäftigt war, stürzte er sich mit allem ihm angeborenen Eifer in Bibliotheken und arbeitete wie ein Ratender. Im Sommer lebte er bald in Limousin, wo ihn Landarbeit anzieht, dann in Vignon und Paris. Nicht lange und er sieht sich wieder durch eigenes Verschulden in Unannehmlichkeiten verwickelt. Der Vater war des Sohnes wieder überdrüssig und ernannte ihn. Diesmal schickte er ihn in die Provence. Dort machte Mirabeau die Bekanntschaft der Tochter des Marquis von Maignan, einer der reichsten Erbinnen des Landes, die er vielleicht weniger aus Liebe als aus Trotz gegen die Ungerechtigkeiten seines Vaters heiratete. Keiner seiner Familie war bei seiner Hochzeit anwesend. Später schrieb er einmal darüber: „Weder mein Vater noch sein Bruder, keiner meiner Verwandten hat sich die Mühe gegeben, der Hochzeit des ältesten Kindes ihres Hauses anzuwohnen, der eine der reichsten Erbinnen des Landes heiratete.“ Mirabeaus pekuniäre Lage war trotzdem von Anfang an sehr unsicher. Seine Eltern, in Prozesse verwickelt, hätten auch bei besserem Willen ihm nicht mehr als 6000 Livres jährlich zusichern können, die Summe sollte von Jahr zu Jahr um 500 Livres erhöht werden, bis sie die Höhe von 8500 Livres erreicht haben würde. Weniger großmütig benahm sich sein Schwiegervater, der ihm trotz seiner Reichthümer keine Rente aussetzte und das Heiratsgut von 240 000 Livres erst nach seinem eigenen Tode zahlbar zuschrieb. Seine Tochter bekam außer der Ausstattung bloß ein Adelsgeld von 3000 Livres jährlich.

So hatte die neugegründete Familie bloß sieben- bis achttausend Livres Einkommen. Aber gleich zu Beginn vergrößerte sich die bereits bestehende Schuldenlast Mirabeaus ins Unermessliche, wodurch für ihn tauend und aber tausend Kränkungen erwuchsen. Die Grundlücke fehlte eben zu dem reichen Haushalt, den das Paar führte. Diese Heirat war ein Hauptirrtum, aus dem für Mirabeau Verlegenheiten, Fehler und Misgriffe, wenn nicht noch Aergeres, erwuchs.

Mit der Hochzeit, die eine Woche lang glanzvoll gefeiert wurde, deren Kosten zur Hälfte Mirabeau zuzahlen, begann die Anhäufung der Schulden. Bald war die Lage des jungen Paares unheilbar. Mirabeau war sehr erregt und besorgt, die Unruhe über seine Zukunft raubte ihm alle Besinnung; er ließ sich zu Exzessen hinreißen, wobei er nicht einmal seine Frau schonte und sich Gewalttätigkeiten zu Schulden kommen ließ.

Die Lage wurde immer ernster, die Schuldenlast wuchs ins Unabsehbare, dieser Knäuel wuchs mit riesiger Schnelligkeit, so daß Mirabeau es aufgab, auch nur den Versuch zu machen, ihn abzuwickeln. Er kaufte immer mehr Diamanten für seine Frau, zwang sie, die elegantesten Toiletten zu tragen, baute das Schloß um, richtete es neu ein, hielt offene Tafel und verdoppelte und verdrei-

* Wir entnehmen dieses Feuilleton dem höchst interessanten Buche von Louis Barthou: Mirabeau, Figures du Passé, (Gesalten der Vergangenheit.) Paris, Librairie Hachette.

schte seine freigebigen Unterstüßungen; er wollte nichts sehen, was über den gegenwärtigen Augenblick ging, er wollte sein Gewissen rücheln, seinen Blick von der Zukunft abwenden, das war sein eigenes Geständnis; sein Benehmen glich dem eines Wahnsinnigen. Vergebens suchte er seine Lage vor seinem Vater zu verbergen. Dieser mußte seinen anderen Ausweg, seinen Sohn von den drängenden Wucherern zu befreien, als durch den Herzog von Brillière einen geheimen Verhaftsbefehl für seinen Sohn als Gnade zu erbiten und zu erlangen.

Am 16. Dezember 1773 bekam Mirabeau den Befehl des Königs, das Schloß nicht zu verlassen. Zu gleicher Zeit war seine Frau in ihrem Elternhause mit einem Sohne niedergekommen, kam aber nach ihrer Genesung wieder zu ihrem Manne zurück.

Das neue Jahr brachte Mirabeau die grausamsten Ueberforderungen. Seine Schuldenlast wurde auf 180 000 bis 200 000 Livres geschätzt. Sein Vater griff nun zu zwei Maßregeln. Im März 1774 zwang er ihn, sein Exil vom Schlosse Mirabeau nach der kleinen Stadt Monozoune zu verlegen, und nach einem Familienrat wurde die Kuratel über ihn verhängt. Dieser Beschluß war ein harter, beleidigender Schlag für Mirabeau. Zur selben Zeit machte er auch die Entdeckung, daß ihm seine Frau untreu sei. Er zwang sie, den Verkehr mit dem jungen Mann abzubrechen, er selbst schrieb ihm einen theatralisch aufgeregten, empörten Brief. In Wirklichkeit war ihm die ganze Sache gar nicht nahe gegangen, er selbst nahm sich alle Freiheiten, die ihm beliebten. Sein Vorgehen glich mehr einer Komödie, über die sich zu belustigen Mirabeau der erste war! Er bemühte sich sogar in der Folge, den Liebhaber seiner Frau mit der Tochter seines Freundes zu verheiraten.

Mirabeau besaß das Talent, immer wieder in unvorhergesehene neue Schwierigkeiten verwickelt zu werden. Seine Schwester lebte in Grasse. Ein Skandal regte eben den ganzen Ort auf. Grobe, unanständige Plakate, die an die Damen von Grasse gerichtet waren, wurden an alle in die Augen fallenden Haustore geklebt und in großer Menge umhergestreut. Man schrieb diesen Einsatz Mirabeaus Schwester und deren Mann zu. Frau v. Cobris war sehr schön, hinreißend, feurig, redegewandt und leidenschaftlich. Sie war an einen kranken, dem Wahnsinn nahen Mann verheiratet und unterhielt ganz offen und ungeniert ein Verhältnis mit einem Major v. Jansserandy. Ein Verwandter von Mirabeau, Herr v. Villeneuve, hatte sich zum Sprachrohr des Skandals über die Plakate und die beschimpfende Verdächtigung gegen seine Schwester hergegeben.

Zufällig traf ihn Mirabeau, als er mit seiner Schwester und dem unvermeidlichen Jansserandy einen Spazierritt unternahm. Die Auseinandersetzung war kurz; Mirabeau, von einer reichen Wahlzeit übererregt, riß Villeneuve seinen Schirm aus der Hand und zerbrach ihn auf dessen Rücken mit Gewalt, dann begann ein Ringkampf zwischen beiden, es war ein ungleicher Kampf; Mirabeau war fünfundsiebenzig, Herr v. Villeneuve fünfzig Jahre alt. Villeneuve verfluchte ihn wegen Mordversuches; am 22. August sollte Mirabeau in Grasse verhaftet werden, war aber bereits auf und davon. Indessen konnte diese Kauferei nicht ohne gerichtliches Nachspiel enden. Dennoch fand Mirabeaus Vater Mittel und Wege, das gerichtliche Verfahren zu umgehen, er tat dies nur seiner Schwiegertochter zuliebe, die ihm sehr nahestand und die ihn um diesen Gefallen gebeten hatte. Er erbat vom Minister einen geheimen Verhaftsbefehl und erlangte diesen leicht. Mirabeau wurde wie ein Beutelschneider verhaftet und in die Zitadelle von Jf abgeschoben. Wieder geschah ein neues Wunder — das ihn aus dieser neuerlichen Prüfung erlöste. Seine Frau weigerte sich, ihm nach Jf zu folgen. Sein Vater erfuhr, daß es Mirabeau zu gut ging, er veranlaßte deshalb seine Ueberführung in die Zitadelle von Joux, die von einem sehr strengen Kommandanten befehligt wurde. Mirabeau schrieb von dort an seine Frau, daß er inmitten von Wölfen und Eulen verbannt sei, als einzige Begünstigung sei ihm zu jagen gestattet, in einem Lande, wo es keine Jagd gab; auch würde ihn die Wasserflucht, die er in seinen Klüften habe, daran verhindern. Keine Stadt in der Nähe, ohne Gesellschaft und Bücher, er besinde sich in dem kältesten Länderstrich Europas; man hätte ihn aus der anderen Gefangenschaft entfernt, in der er durch menschliche Rücksichten sein Schicksal leichter getragen habe und sich besänftigt gefühlt hätte. Nicht lange — war auch der strenge, eiserne Kommandant von Mirabeau behext worden; er ließ ihm Bücher geben, alle möglichen Erleichterungen wurden ihm zugestanden, zum Schluß bekam er sogar Einladungen zu den Gastmahlen des Kommandanten. (Schluß folgt.)

Aus West und Leben.

Wie die Norwegerin ihr Wahlrecht benutzte. In diesen Tagen der Erörterungen um das Wahlrecht der Frau scheint es angebracht, die Arbeit zu betrachten, die die Frau in einem Lande vollbringt, das ihr das Wahlrecht eingeräumt hat. Seit sieben Jahren besitzt die norwegische Frau das Recht zum Wählen; damals war es ein beschränktes Wahlrecht, das von der Höhe der Steuersumme abhing, aber die mit der Gewährung des Stimmrechtes gemachten Erfahrungen waren so günstig, daß man im vergangenen Jahre die unbeschränkte Erweiterung des Stimmrechtes auf alle Frauen im Alter von mehr als 25 Jahren beschloß. Leon Conzell hat eine Führerin der norwegischen Frauenbewegung, die Journalistin Frau Ella Anker, aufgesucht und über die Wirkungen des Frauenwahlrechtes befragt. „Ja, ich bin stolz, einem Volke anzugehören, das der Frau

das Stimmrecht bewilligt hat“, erzählte Frau Anker. „Die norwegischen Frauen haben ihre neuen Rechte mit Freuden ergriffen; in manchen Städten war ihre Wahlbeteiligung sogar größer als die der Männer, 73 Prozent der wahlberechtigten Frauen gegenüber 72 Prozent der Männer. In den ländlichen Gegenden sind wir freilich noch nicht so weit, aber hier wird Unterricht und Erziehung fruchtbar wirken.“ Wozu haben nun die norwegischen Frauen ihr Wahlrecht benutzt? „Unser Wirken galt zunächst der Verminderung der Säuglingssterblichkeit; wir haben durchgesetzt, daß alle in Fabriken arbeitende Mütter sechs Wochen lang nach der Geburt eines Kindes zwei Drittel ihres gewöhnlichen Lohnes weiter beziehen. Wir haben für die ärmeren Volksschichten eine Mutterschaftsversicherung; vom Tage der Niederkunft an bezieht die Mutter acht Wochen lang täglich ungefähr eine Mark, bleibt zu Hause und pflegt ihr Kind. Die Rechte unehelicher Kinder sollen erweitert werden, die Verantwortung des Vaters wird erhöht, das uneheliche Kind kann den Namen des Vaters annehmen und ist auch erbberechtigt. In der Ehe haben die Frauen das gleiche Bestimmungsrecht über die Kinder wie der Vater und die Bestimmungen über die Ehescheidungen sind erleichtert. In dieser Richtung arbeiten wir tapfer weiter, gemeinsam mit den Männern und in völliger Harmonie mit ihnen.“

Ein 40 000-Mark-Preis für das Drama einer Frau. Die in literarischen Kreisen Amerikas mit lebhafter Spannung erwartete Entscheidung der Preisrichter über die Erteilung des von dem Newyorker Theaterdirektor Winthrop Ames ausgesetzten großen Preises für das beste amerikanische Drama ist nun gefallen. Der Preis besteht in einem festen Lantiemovorschuss in Höhe von 40 000 Mark und weiterhin in 8 Prozent von den Bruttoeinnahmen des Werkes. Die Preisrichter haben nach 10monatiger Arbeit unter den 1600 anonym eingereichten Manuskripten ihre Entscheidung getroffen und das Drama „Kinder der Erde“ preisgekrönt. Das Werk spielt in einem ländlichen neuenglischen Milieu. Es ergab sich, daß der Autor dieses Dramas die 57jährige Miß Alice Brown aus Boston ist, die bisher noch niemals ein Theaterstück geschrieben hat und nur durch kleine Novellen und Aufsätze hervorgetreten war. Unter den Bewerbern um den 40 000-Mark-Preis, den nun eine Frau erobert hat, befand sich eine Anzahl der bekanntesten und meistgespielten amerikanischen Dramatiker.

Gesundheitspflege.

Der nervöse Säugling. Daß die Nervosität bereits schon im Säuglingsalter in die Erscheinung treten kann, dürfte nur wenigen bekannt sein. Wie Dr. Fürstenheim-Miessels in der Arzt als Erzieher ausführt, läßt sich der nervöse Säugling an seiner gesteigerten Reizbarkeit, seiner großen Ungebuld, seinem unstillbaren Heulen auf kleinen Anlässen hin, seiner vorwiegenden Verdrossenheit und Zappeligkeit bei einiger Übung recht wohl vom gesunden Säugling unterscheiden. Bei dieser Zappeligkeit handelt es sich teilweise um „Bewegungsdrang“, die ewige Unruhe nervöser Kinder, die deren Pflege außerordentlich erschwert; auch das auffällig viele Schreien nervöser Säuglinge gehört hierher. Die nervöse Regsamkeit zeigt sich auch oftmals an den Neugierungen des Triebens, das sich bis zu vorzeitigen und krankhaften Erregungen steigern kann, der ewig begehrliche Säugling, der teils nach Nahrung, nach Zärtlichkeit oder wenigstens nach Unterhaltung verlangt, ist ja keine unbekante Erscheinung. Die Nervosität kann angeboren sein, auf erbliche Belastung beruhen. In weitaus der Mehrzahl aller Fälle entwickelt sich das Bild einer ausgeprochenen Nervosität beim Zusammenreffen einer angeborenen nervösen Veranlagung des Kindes mit mehr oder weniger schweren Erziehungsfehlern. Auch Ernährungsfehler können gewissermaßen Nervosität erzeugen. Bei der Ernährung wird häufig das Maß überschritten, vor allem auch die Mahlzeiten nicht regelmäßig verteilt. Sehr häufig bekommen die Kinder viel Nahrung im Ganzen, dadurch häuft sich im Darm die Menge unverdauter Bestandteile. Aus dem Darm gelangen wahrscheinlich saure Fermentstoffe, zum Teil auch Giftstoffe in die Blutbahn, vergiften die feinsten Nervenfasern und lodern sie auf, wodurch deren Reizbarkeit gesteigert wird. Die Ernährungs- und Schlafstörungen des nervösen Säuglings sind überaus schwer zu vertreiben, wenn sie sich einmal eingenistet haben.

Für Haus und Hof.

Schutz den Tieren. Wenn man sehr nach dem Erwachen der Natur durch Wald und Feld streift, sieht man recht häufig, daß nicht bloß Kinder, sondern leider auch Erwachsene arme unschuldige Tiere mit Steinwürfen und Stockschlägen verfolgen und töten, weil man sie für giftig oder schädlich hält, oder weil sie in ihrer Art, sich fortzubewegen, etwas Unheimliches, etwas für manche Menschen Unangenehmes haben. Aber gerade solche Tiere, wie Kröten, Eidechsen, Blindschleichen, Maulwürfe, Igel und anders Getier, sind für die Forst- und Landwirtschaft von außerordentlichem Nutzen, weil sie große Mengen von Ungeziefer vertilgen, um ihr Leben zu fristen.